



Vorsicht vor schrägen Vögeln: Szene vor einem Mural in Dublin im Februar 2023

Foto Picture Alliance

## Ein Zaunkönig wird entlarvt

Liebe und Täuschung:  
Anne Enright's neuer  
Roman „Vogelkind“ ist  
eine gnadenlose  
Persiflage auf den  
irischen Dichter an sich.

Wie lange es dauert, sich damit abzufinden, im Schatten eines Mannes gelebt zu haben, der lieber mit Ovid rang, als sich Haushalt und Kindern zu widmen – auch davon erzählt Anne Enright's neuer Roman, „Vogelkind“ ist eine hinreißend komische und dabei bitterböse Analyse menschlicher Beziehungsgeflechte. Darauf versteht sich die irische Schriftstellerin meisterhaft. Schon in ihrer mit dem Booker-Prize ausgezeichneten Tragikomödie „Das Familientreffen“ (2007) nahm sie das Gefüge einer irischen Großfamilie auseinander, und in ihrer Essaysammlung „Making Babies“ dröselte sie die Klischees von Mutterschaft auf.

In ihrem achten Roman beschreibt Enright nun eine auf einzigartige Weise unglückliche Familie. Intim und zugleich vieldeutig lässt die Autorin hier drei Stimmen zu Wort kommen. Da ist zum einen die Mittfünfzigerin Carmel, deren Kindheit mit einer kranken Mutter, einer missgünstigen Schwester und einem selbstsüchtigen Vater vielfache Blessuren hinterlassen hat. Carmels Tochter Nell versucht derweil, der mütterlichen Hyperenergie durch Wegzug zu entkommen. Sie hat am anderen Ende von Dublin Quartier bezogen, lässt sich dann allerdings fahrlässigerweise auf einen gewalttätigen Liebhaber ein. Carmels Vater schließlich ist der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte Dichter Phil McDaragh.

Anne Enright's Porträt ist dabei keineswegs eine Hommage an den *homme de lettres*. Vielmehr erweist es sich als gnadenlose Persiflage auf den irischen Dichter an sich. Von seiner Generation wird Phil als der beste Lyriker seiner Zeit gefeiert, einer Zeit freilich, in der Künstler noch ungestraft als Raubtiere agieren konnten. Der stets in Tweed gekleidete Poet, dessen Gedichte vor falscher Bescheidenheit und vorgetäushtem Kummer nur so strotzen, hat im wirklichen Leben seine Familie just in dem Augenblick verlassen, als bei seiner Frau Terry Brustkrebs diagnostiziert wurde. Mit einer Studentin, die ihn bewunderte, zog er lieber Richtung Amerika, um sich dort ein neues Leben aufzubauen. Lediglich aus einem Grund kam er noch einmal zurück in sein altes Haus: um seine Uhr zu suchen. Als er sie nicht fand, verdächtigte er seine Frau und seine Töchter, sie genommen zu haben.

Phil ist ein Dichterst, der den gesamten Raum im Leben für sich beansprucht. Er ist nicht nur geschwätzig und verführerisch, sondern vor allem krankhaft egoistisch. Deshalb ist er die Ursache für die allermeisten Dysfunktionen in der Sippe der McDaraghs, deren weibliche Mitglieder seinen Verrat auch Jahrzehnte später noch nicht überwunden haben. Dabei werden Terry, Carmel und Nell von Enright durchaus als starke Frauen porträtiert. Es sind die Zusammenstöße aus tragischen und komischen Momenten, aus denen sie ihre lebendigen Charakterisierungen gewinnt. Und es sind ihre scharfsinnigsten Beobachtungen menschlicher Torheit, die ihren ironischen, surrealen Witz beflügeln.

Jedes Kapitel wird aus der Sicht eines anderen Familienmitglieds erzählt. Dass die Perspektiven wechseln, wenn Phil, Carmel oder Nell ihre Sicht der Ereignisse schildern, macht die Prosa so abwechslungsreich. Mal wird in der ersten, mal in der dritten Person erzählt. Mal werden

echte irische Gedichte in die Prosa eingearbeitet, mal fiktive aus der Feder von Phil, der sich besonders gern über die irische Fauna und Flora auslässt. Außerdem finden sich Übersetzungen und Briefauszüge im Roman, was ihm zusammengekommen einen fragmentarischen Charakter verleiht. Doch bei allem formalen Erfindungsreichtum behält die Autorin stets alle Fäden souverän in der Hand, wenn sie die Stimmen komplex und quer zur Chronologie verflücht.

In der Überlappung der Blickwinkel treten die Auswirkungen von Phils Abwesenheit auf seine weiblichen Nachkommen Nell und Carmel drastisch zutage. So ist es zunächst zwar komisch, wenn Carmel ihren Gefrierschrank abtaut und dabei jahrzehntealte Burger ihrer Tochter entsorgt, während sie sich auf dem Laptop altes Filmmaterial ihres Dichtervaters anschaut, der in den Achtzigerjahren Dummheiten auf eine Art von sich gab, dass die Welt sie „für weise hielt“. Dann jedoch kippt die Komik der Szene ansatzlos in die Tragik einer misshandelten Tochter, die gegen einen übermächtigen und von aller Welt verehrten Vater ohnmächtig war. Als Kind erschien ihr dieser Phil sogar größer als die Welt selbst. Doch trotz dieser Erfahrung oder vielmehr deshalb wird das Opfer von einst, Carmel, Jahrzehnte später selbst die Hand gegen ihre Töchter erheben.

Drei Frauen ringen hier auf je eigene Weise mit den Enttäuschungen in ihrem Leben und versuchen trotzdem mit immer neuer Kraft, einen Platz in der Welt zu finden. Die Jüngste, Nell, ist in diesem Trio sicherlich am orientierungslosesten. Für eine Website schreibt sie Artikel über Orte, die sie nie besucht hat, und verfasst Gedichte auf Papier, da sie als *digital native* glaubt, nur dann hätten die Verse Bedeutung. Nell hat ihre ganz eigenen Strategien gegen den Kummer und das Unglück. Erleichterung findet sie beispielsweise darin, sich Videos von gehörlosen

Kindern anzuschauen, die zum ersten Mal die Stimmen ihrer Mütter über Implantate hören.

Ihre eigene Mutter Carmel, die durch Nells Wegzug mit einer unfreiwilligen Freiheit im leeren Nest konfrontiert wird, beginnt ihre eigene Vergangenheit zu befragen. Dabei erinnert sie sich auch an das Zaunkönig-Gedicht „The Wren, The Wren“, das ihr Vater ihr einst aus Amerika schickte und nach dem Roman in der irischen Originalausgabe benannt ist. In diesem Gedicht bezeichnete Phil seine Tochter als Vogelkind. Erst die erwachsene Carmel erkennt, dass dies nicht etwa zärtlich gemeint war, sondern dass sich der Vater über die Tochter, die er verlassen hat, lustig macht, indem er ihr eine vogelähnliche Verletzlichkeit attestiert. Dass er damit Carmels Charakter restlos verfehlt, musste ihm in der Ferne freilich entgehen.

Über all diesen Gefühlschichten schwebt also Phils Verrat. „Vogelkind“ ist deshalb auf vielen Ebenen ein Roman über Abschiede. Unentwegt werden hier Beziehungen abgebrochen und Menschen verlassen. Carmel zieht ihre Tochter lieber gleich allein groß, aus lauter Angst, das gleiche Schicksal wie ihre Mutter erleiden zu müssen. Enright's Roman handelt vom Wahn der Liebe, der Kunst als Täuschung und der familiären Hölle und zeigt dabei auf anregende und subtile Weise, wie unterschiedlich Menschen auf die Wirklichkeit reagieren, in der sie sich am Ende aber alle gleichermaßen zurechtfinden müssen.

SANDRA KEGEL



Anne Enright:  
„Vogelkind“. Roman.  
Aus dem Englischen von  
Eva Bonné. Penguin  
Verlag, München 2025.  
304 S., geb., 24,- €.

## Ihr werdet doch vorsichtig sein mit dem Wagen, oder?

Zwei depressive Grübler auf einem Roadtrip durch Island: Bergsveinn Birgisson's Roman „Die Insel Kolbeinsey“

Vor ungefähr 12.000 Jahren strömte eine schier unvorstellbare Menge Magma aus dem Schlot eines Unterwasservulkans. Enorme Dampfexplosionen ließen Lava und Asche weit gen Himmel steigen, das Wasser kochte. Dies war die Geburtsstunde einer Insel: Kolbeinsey. Dieses unbewohnte Fleckchen Land liegt 105 Kilometer nördlich der isländischen Nordküste – und nach ihm hat der isländische Autor Bergsveinn Birgisson seinen neuen Roman benannt.

Die Geschichte, die sich da auf gut 200 Seiten entspinnt, ist schnell erzählt: Der depressive Ich-Erzähler, der in der Mitte seines Lebens steht und eigentlich Unvorlesungen halten müsste, begibt sich mit seinem ebenfalls depressiven Freund auf einen Roadtrip quer durchs Land. Nur dass dieser Freund eigentlich in einer geschlossenen Station der Psychiatrie sein sollte. Schließlich macht sich eine Krankenschwester („Madame Reisgrute“) auf, den Entflohenen wieder einzufangen: mit Elektroschocker und der rohen Kraft eines Sumoringers.

Gleich zu Beginn des Textes findet sich eine Passage, die vielleicht als Schlüssel zur Lektüre dieses Buchs taugt. Der Ich-Erzähler teilt mit, dass er die „Romanversessenheit“ hasse, „wegen der sich Leute abmühen“, die Wirklichkeit einzufangen, indem sie beschreiben, was das Licht einer 60-Watt-Osram-Lampe aus einem staubigen Perlenluster auf das graue Kleid einer

rothaarigen Frau mittleren Alters fiel und dunkelblaue Schatten in die Vertiefungen zwischen den Falten warf. Warum sagte nie jemand das, was wichtig war? Waren nicht die Wunden der Existenz der Stoff aller Dichtung?“ Das ist der Ton, mit dem der 1971 in Reykjavik geborene Birgisson seinen Erzähler durchs Land irren lässt, auf der Suche nach ...



Bergsveinn Birgisson:  
„Die Insel Kolbeinsey“. Roman.  
Aus dem Isländischen von  
Eleonore Gudmunsson.  
Residenz Verlag, Wien 2025.  
224 S., geb., 26,- €.

Ja, wonach eigentlich? Erlösung? Erkenntnis? Freiheit? So ganz klar wird das nicht. Immerhin: Die beiden schrubben ordentlich Kilometer. Ein gutes Buch macht das aber leider noch lange nicht. Unterwegs sind die Depressiven in einem Geländewagen, die Krankenschwester folgt ihnen mit ihrem Toyota („Yaris des Todes“). Während dieser Autofahrt durch Island, die über Umwege zu ebener Erde führt, reflektiert der Erzähler immerzu. Ein nimmersattes Kopfzerbrechen über die Welt, die Literatur, über das Leben, die Einsamkeit und, und, und. Mehr als große Worte findet man

leider allzu selten in diesem Grübelroman. Der Unterschied zwischen Grübeln und Nachdenken? Letzteres ist zielgerichtet, produktiv. Ersteres verliert sich in der Ziellosigkeit – die Gedanken irren umher, und man endet allzu oft in einer Sackgasse. So auch der Ich-Erzähler in „Die Insel Kolbeinsey“.

Nun gibt es ja Roadtrip-Romane, die bestechen durch blitzgescheite Dialoge, man denke an die legendäre Szene in Hunter S. Thompsons „Angst und Schrecken in Las Vegas“: „Sagt mal ... äh ... Freunde, ihr werdet doch vorsichtig sein mit dem Wagen, was?“ „Aber klar.“ Oder man halte sich vor Augen, wie lebendig gesprochen wird in Wolfgang Herrndorfs Bestseller „Tschick“. In „Die Insel Kolbeinsey“ wird nicht nur viel gegrübelt, sondern auch viel gesprochen, leider zu oft in indirekter Rede, und weil das im Deutschen oft etwas Behäbiges hat, fällt es dem Text auf die Füße: „Ob es so schwer sei, zu verstehen, dass so nie irgendwelche Kunst oder irgendetwas Schönes entstehen hätte können, und was ihr einfallt, so zu reden. Das sei krank!“

Dabei hat Birgisson immer wieder großartige Ideen, die wirklich aufgehen, nordischer Humor à la Hallgrímur Helgason („Zehn Tipps, das Morden zu beenden und mit dem Abwasch zu beginnen“) oder Erlend Loe („Naiv. Super.“): Die beiden Depressiven besteigen eine Fähre, mit an Bord sind japanische Touristen

und die Kiste, in der die mit Morphin betäubte Krankenschwester steckt. Die Japaner sind neugierig: „Ob Inselbewohner immer mit solchen Kisten reisten statt mit Koffern? Always, antwortete mein Freund, we refuse to be modern! Die Japaner lachten freundlich. Sie begannen sofort, Fotos von diesen eigenartigen Männern und ihrem Gepäck zu machen. Mein depressiver Freund reagierte darauf, indem er vor der Kiste posierte, die Hand an einer Spitzhacke, die er oben an Deck gefunden hatte, als sei die Kiste unter seinen Füßen ein Walross oder Wal, den er zur Strecke gebracht hatte.“

Zusehends zerfällt die Wirklichkeit in diesem Text. Die Wände eines Hauses zerfließen, Nordlichter nehmen die Gestalt einer Frau an. Schuld daran dürfte das Morphin sein, das dem Ich-Erzähler in den Adern pulsiert – oder die halluzinogenen Pilze, die er einwirft. Es folgt eine Menge Küchenphilosophie, die aber, wie so oft, leider zu nicht viel führt. Der Ich-Erzähler dieses Romans ist dazu verdammt, das Programm durchzuziehen, das ihm der Autor aufgezogen hat: grübeln, wahrnehmen, depressiv sein. Das lässt ihn genauso wie seinen Freund und die Krankenschwester seltsam blass wirken. Bestenfalls sind literarische Figuren ja so plastisch, so stark und überzeugend, dass sie einem lange im Gedächtnis bleiben. Bei diesem Roman dürfte das schwerfallen.

MATTHIAS JÜGLER

## Dazu verurteilt, Science-Fiction zu leben

Erinnerungen an ein anderes Jetzt: Emmanuel Carrères biographischer Versuch über Philip K. Dick

Auch wenn es wohl keinen Satz gibt, der sich in Bezug auf die Autorschaft Philip Kindred Dick formulieren lässt und wahrer wäre als sein nachgerades Gegenteil, so kann dieser eine doch für einen Moment stehen bleiben: In dem 1928 in Chicago geborenen, 1982 in Kalifornien gestorbenen Schriftsteller stößt das zwanzigste Jahrhundert auf den beunruhigenden Gedanken, dass es vielleicht nur eine Simulation ist. Literarischen Ausdruck findet dieser Gedanke erstmals in Dicks 1962 erschienenem Roman „The Man in the High Castle“ (deutsch „Das Orakel vom Berge“), der in einem nach dem Zweiten Weltkrieg von den siegreichen Japanern und Deutschen besetzten Amerika spielt. So aber, wie in der erzählten Welt ein Mensch existiert, der anders weiß, der Schriftsteller Hawthorne Abendsen, in dessen Roman „The grasshopper lies heavy“ die faschistische Allianz den Krieg verloren hat, so wurde auch Philip K. Dick in Leben und Werk stets von der Überzeugung getragen, eine scheinhafte Wirklichkeit zu bewohnen – oder gleich mehrere davon.

Dick war nicht einfach nur ein Science-Fiction-Autor. Er war vielmehr dazu verurteilt, Science-Fiction zu leben. Und so lässt sich vielleicht noch dieses eine konstatieren: dass die 44 Romane, 120 Erzählungen und Aber-tausenden Seiten von Selbstprotokollen, die Dick hinterlassen hat, womöglich von ihm geschrieben wurden, aber dass im gleichen Maße diese Literatur auch ihren Autor verfasst und über die Jahre in höchst seltsame Szenarien manövriert hat.

Lässt sich solch eine Existenz bündig, gleichsam als „Vita“ erzählen? Daran gewagt haben sich zumindest einige, unter ihnen Emmanuel Carrères, dessen Versuch über Philip K. Dicks „Parallelwelten“ nach mehr als drei Jahrzehnten nun leicht gekürzt in einer Übersetzung von Claudia Hamm unter dem Titel „Ich lebe und ihr seid tot“ erschienen ist.

Was für ein Buch man da vor sich und, vor allem, was für ein Buch man da nicht vor sich hat, zeigt der Vergleich mit Lawrence Sutin's nur unwesentlich älterer Dick-Biographie „Divine Invasions“. Diese fungiert als Quellensammlung, zitiert Gedrucktes wie Ungedrucktes, bemüht sich nicht zuletzt auch um genregeschichtliche Kontextualisierung und erweist ihrem Gegenstand Respekt in der Chronismepflicht. Carrères Buch – das auf Sutin's Darstellung zurückgreift – kommt hingegen gänzlich ohne Nachweise aus, überblendet zunehmend äußere Lebensumstände und Romanhandlungen, sucht ihren Wert nicht in der Information, sondern im Erzählen. Ein „Roman“ will dieser Text gleichwohl nicht sein, eine Biographie ist er aber dann entgegen eigenem Bekunden auch nicht. Vielmehr nähert er sich zügig einer Darstellungsform an, die man in Frankreich und Skandinavien mittlerweile „Exofiktion“ nennt und eine imaginative Ausgestaltung von Persönlichkeiten bezeichnet, bei der die Grenze zwischen Belegbarem und Erdichtetem gezielt überschritten werden.

Nun trifft es sicherlich zu, dass ein solches Erzählverfahren mit Blick auf einen Autor, dem sich die Wirklichkeitsebenen prinzipiell vermischen, Plausibilität beanspruchen kann. Neben der schlingenden Schriftstellerkarriere, die Philip K. Dick von einem Schallplattenladen auf dem Campus von Berkeley über erste Erzählungen in Magazinen des „Golden Age“ der Science-Fiction bis hin zum Hugo Award 1963, von der prekären literarischen Leidenschaft bis hin zum Blockbusterautor führt, zielt Carrères Darstellung von Beginn an auf die Spaltung ab, die Dicks Leben durchzieht. Sie beginnt mit dem Grabstein, den er 53 Jahre lang mit seiner nach vier Wochen verstorbenen Zwillingsschwester teilt und der ihn der fort-dauernden Spekulation aussetzt, dass in einer anderen Welt er der Tote und die Schwester die Überlebende sei, ja: dass er einer Totenwelt angehöre, die ihrer Erlösung harret.

Faszinierend bleibt dieser Gnostizismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen zweifellos. Nicht allein, dass Dick ihn immer und immer wieder zum Ausgangspunkt seiner Romane – prominent natürlich im 1969 erschienenen „Ubik“ – werden lässt: Seine Selbstwahrnehmung untersteht von Grund auf dem Schisma von göttlicher Wahl und verworfener Schöpfung. Wann bekommt man es schon einmal mit jemandem zu tun, der sich für einen versteckten Frühchristen hält, den die römische Herrschaft mit der Massenillusion eines zukünftigen Jahrhunderts umgeben hat, um die Herabkunft des Messias aufzuhalten? Mit einem Menschen, der sämtliche Ereignisse, die ihm begegnen, in diese Erzählung einzupassen vermag, der die Sowjetunion mit dem Römischen Reich identifiziert und in seinen Bewunderern geheime Verfolger er-

kennt, die er alle dem FBI melden muss? Wer kommt schon auf den Gedanken, dass sich hinter Stanislaw Lem, der Dick als Visionär rühmte, ein kommunistisches Komitee verbirgt?

Im Zweifel natürlich jemand, der wahnsinnig viel Speed konsumiert, dem darüber alles zum Zeichen wird – und der dementsprechend dort denkt, wo andere fühlen. Dick, das bringt Carrères gut auf den Punkt, verhält sich wie eine Maschine. Zwar fällt er von Affekt zu Affekt, von Gedankenstrom zu Gedankenstrom und ja: auch von einer Ehe in die nächste (derer fünf sind es insgesamt), doch schreibt er diesen Taumel immer zugleich einer höheren Kontrollinstanz zu, die viele Namen hat: Ubik, Valis, Gott, „die real universe“. Einer Macht, die sich durch den Autor und seine kosmische Schreibmaschine mittel, aber deren Botschaft sich in dieser bloßen Mitteilung auch bereits erschöpft.

Die zahllosen Wendungen und sich mit jedem Orakelspruch des „I Ging“ wandelnden Selbstdeutungen Dicks sind sicherlich ein betörender, wenn auch auf Dauer etwas zermürbender Stoff. Warum aber muss man ihn noch einmal erzählen? Carrères Antwort auf diese Frage fällt kryptisch aus: Zurückhaltung solle sein Buch gebieten, den Lesern die „geistige Disziplin“ auferlegen, das Spiel zwischen Wahr-

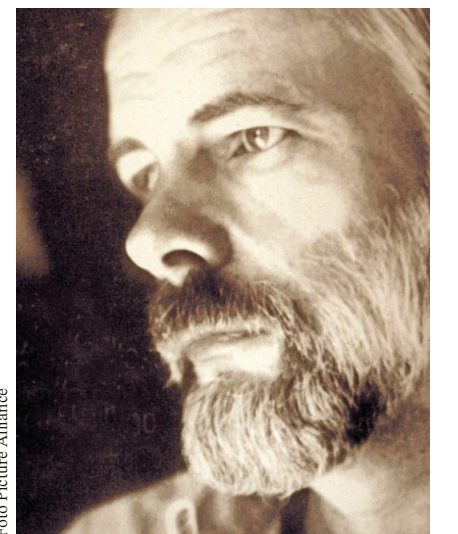


Foto Picture Alliance

Philip K. Dick (1928 bis 1982)

und Wahrheit nicht vorschnell mit einem Urteil zu unterbinden, sondern sich als Prozess entfalten zu lassen. Das schließt das Übergreifen dieses Spiels auf den Erzähler ein: „Keine Mutmaßungen“ will dieser anstellen, keine Zeile hinzufügen, die nicht da steht. Aber es steht halt vieles da, und fließend sind die Übergänge zwischen Roman und Dokument, fließend auch die Übergänge zwischen der Welt Dicks und der Carrères. Just über jenem Kapitel, das den folgenschweren Einbruch in Dicks Haus in San Rafael im November 1971 zum Inhalt hat, wird auch der Erzähler zu einem Einbruchsoffer: Koinzidenzen verbinden die Paralleluniversen.

Das derart deutlich zutage tretende Begehren Carrères, sich selbst in dieses Leben einzuschreiben, von einem jugendlichen Apologeten Dicks zu einem seiner Geschöpfe zu mutieren, ist nicht zu unterschätzen, vollzieht sich mit „Ich lebe und ihr seid tot“ doch auch Carrères Hinwendung zum „Tatsachenroman“, deren erste Frucht dann der im gleichen Jahr begonnene „Der Widersacher“ sein wird. Was von dort an Literatur werden wird und sich französisch „Non-fiction“ nennt, verdankt Philip K. Dick tatsächlich viel, nämlich zuallererst die Einsicht, dass nichts phantastischer ist als das, von dem man mit großer Gewissheit behauptet, es sei keine Erfindung. Tatsachen können sehr fremd und aufregend sein, es kommt nur drauf an, welcher Welt sie entnommen sind. In dieser Hinsicht ist Dick, der in seiner berühmten 1977 in Metz gehaltenen Rede davon sprach, sich „an ein anderes jetziges Leben zu erinnern“, einer der großen Lehrmeister des postmodernen Erzählens geblieben.

Nicht alles an diesem Buch ist groß und gelungen. Spürbare Längen hat es immer noch, und der latent mitleidige, wo nicht degoutante Blick auf die literarische Kultur der Science-Fiction, aus der Dick als Solitär herausgehoben wird, mag so manchen vor den Kopf stoßen. Wer aber wissen will, wie man über der Betrachtung eines ebenso wunderbaren wie wirren Geistes zu sich selbst, zum eigenen Wort findet, der mag der von Carrères aufgenommenen Spur folgen. In welcher Welt diese endet: Diese Frage beantwortet ein anderer.

PHILIPP THEISOHN



Emmanuel Carrères:  
„Ich lebe und ihr seid tot“. Die Parallelwelten des Philip K. Dick.  
Aus dem Französischen von Claudia Hamm.  
Matthes & Seitz,  
Berlin 2025. 364 S.,  
geb., 28,- €.